

(Nachdruck verboten.)

1) Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franke.

I.

In einem mäßig großen, geschmackvoll eingerichteten Salon saßen zwei Damen in lebhaftem Gespräch begriffen. Beide hübsch, in der Blüthe ihrer Jahre, beide vornehm und elegant gekleidet, an Alter und Wuchs beinahe gleich. Während des vertrauten Gesprächs ließen sie ihre Stimmen manchmal unwillkürlich zu einem geheimnißvollen Flüstern herabsinken, obwohl weder im Saal noch in den angrenzenden Zimmern und im Korridor eine lebende Seele zu sehen ist. Die reizvoll entwickelte Brünnetin mit den glänzenden schwarzen Augen, den Rosen der Gesundheit und Jugend auf den vollen Wangen, dem schön geschnittenen kirschrothen Mund, den winzigen Grübchen in dem runden Kinn, die ihr einen kindlich-schelmischen Ausdruck der Unschuld verleihen, ist unverkennbar die Hausfrau. Niemand würde es glauben, daß sie 28 Jahre zählt und Mutter von zwei Kindern ist, die bereits die Elementarschule besuchen, so jung, frisch und unberührt ist ihr Gesicht, ihre ganze elastische, jugendliche, reizende Gestalt. In einem einfachen aber eleganten Hauskleid bewegt sie sich geschäftig hin und her, ordnet die Sachen, befreit die weichen, kostbaren Möbel, die vergoldeten Spiegelrahmen von ihren leinenen Schutzdecken, bringt die Gipsstatuen und die Nippisachen auf dem Trumeau in symmetrische Ordnung, zieht die alterthümliche Metallkne auf, die lange unter der Glasglocke in Unthätigkeit dahinschlummerte, bringt Leben in den Saal, der offenbar seit längerer Zeit leer und verschlossen dastand. Im Kamin flackert und knistert ein lustiges Feuer, das nach und nach im Vereine mit den lebhaften Bewegungen dem blühenden Gesichte und den leuchtenden Augen der Hausfrau, die frostige Atmosphäre des Zimmers erwärmt und belebt.

„Aber Zulchen“, sagt sie mit ihrer wohlklingenden, ungemein sympathischen Stimme, „Du wirst mir doch das nicht antun! Leg' ab und bleib' wenigstens ein Weilchen. Ich bin zwar beschäftigt, aber Du weißt ja, es ist schon so meine Natur, daß ich nicht einen Augenblick ohne Beschäftigung sein kann. Ich könnte es ja auch Nachmittag machen, aber ich weiß ja, Du wirst es mir nicht übel nehmen.“

„Was denkst Du nur, Angela! Eben deshalb will ich ja...“

„Nein, nein, kein Wort mehr, ich will keine Gründe mehr hören,“ unterbrach Angela sie hastig, schloß ihr mit der kleinen weißen Hand den Mund und drückte sie mit Gewalt in den Fauteuil. Und Du hast gut gethan, daß Du eben jetzt gekommen.“ Jägte sie nach einer kleinen Pause hinzu, während sie der Freundin den Hut abnahm, „Marie ist auf dem Markte, die Kinder in der Schule, so können wir ganz ungestört plaudern.“

„Aber Dein Anton!“ sagte etwas verlegen die andere Dame. „Heute soll er ja kommen, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte lebhaft Angela, „aber erst abends. Er schrieb mir aus Przemyśl, daß er dort noch einige Formalitäten erfüllen müsse.“

„Nun das ist gut! Ich dachte, daß er mit dem Neunuhr-Freihzug ankommt.“

„Was redest Du?“ rief Angela in scherzhafter Enttäuschung. „Wenn er mit diesem Zug gekommen wäre, so müßte er schon längst hier sein. Oh, ich kenne ihn, er hätte es so lange nicht ansehehalten!“ Mund und Augen erglänzten von einem halb schmerzhaften, halb freudigen Lächeln.

„Ach ja, gewiß,“ erwiderte Julie. „Du hast mich vollständig beruhigt. Und was das betrifft — was ich Dir sagen wollte“ — unwillkürlich senkte sie hier ihre Stimme — „so ist es vielleicht — gar nichts wichtiges... Du weißt ja, wie ich bin, die geringste Kleinigkeit flößt mir Angst ein.“

Ihr Gesichtsausdruck, die Augen, die ganze Gestalt schienen die Wahrheit dieser Worte zu bestätigen. Alles in ihr verrieth eine unaussprechliche innere Unruhe, die keine vorübergehende war, sondern eine organische, angeborene zu sein schien und dem Mangel an Gleichgewicht zwischen den einzelnen seelischen Faktoren, zwischen dem Gefühl und dem Willen, zwischen den Wünschen und der Fähigkeit, sie zu verwirklichen,

entstammte. Obwohl sie Angela's Altersgenossin und gleichfalls elegant gekleidet war, schien sie doch zehn Jahre älter als ihre Freundin. Die schweren blonden, um den Kopf gewickelten Flechten lasteten förmlich auf der niedrigen, bereits von zarten Runzeln durchfurchten Stirne, auf dem blassen feinen Antlitz mit den glühenden, ewig unruhig rollenden Augen. Wenn sie sprach, durchflog ein krampfhaftes Zittern ihre Mundwinkel, und in der Hand wand und zerknüllte sie unaufhörlich das parfümierte Battistuch. Wer sie näher beobachtete, mußte bemerken, daß ihr Blick nie lange auf einem Gegenstand haften blieb, daß sie sich unwillkürlich, gewohnheitsmäßig oft umblickte, als fürchte sie belauscht zu werden, daß sie ebenso mechanisch oft die Falten ihres Kleides richtete. Sogar wenn sie lachte, wenn eine innere Erregung ihr die Wangen und die kleinen halb durchsichtigen Ohren röthete, wenn ihr die Worte gleich einem schäumenden Gebirgsbach vom Munde flossen, sogar in diesen seltenen Augenblicken malten sich Leiden und Angst in ihren Zügen, und das Gesicht hatte einen soartig tiefen, räthselhaft geheimnißvollen und anziehenden Ausdruck.

„Natürlich, natürlich,“ lachte lustig Angela, indem sie aus dem Kasten eine große silberne Tasse mit emailirten Engelsköpfchen heranzahm, „wie wär's denn möglich, daß Zulchen ohne irgend ein schreckliches Vorgefühl, eine qualende Angst herumging! Nun, beruhige Dich, mein Schatz, und jag' mir endlich, welche Ahnung Dich wieder bedrängt.“

„Du scherzest, Angela,“ sagte Zulchen melancholisch. „Wie glücklich Du bist, daß Du scherzen kannst! Wie beneide ich Dich um Dein Temperament! Aber ich!... Doch diesmal, meine Liebe, handelt es sich nicht um Ahnungen, ich fürchte, es ist etwas Schlimmeres.“

Eine leichte Wolke umdüsterte Angela's Züge. Sie blieb mitten im Zimmer mit der Tasse in den Händen stehen und sah die Freundin prüfend an.

„Du willst mich beunruhigen? Ich zweifle, ob es Dir gelingt. Du weißt, heut ist für mich ein glücklicher Tag: Nach fünfjähriger Abwesenheit kommt mein Mann vom Dienst zurück! — Aber was hast Du denn, rede doch!“

„Um Gotteswillen, Angela, wie kannst Du so reden? Ich Dich beunruhigen? Wenn man das hört, so könnte man glauben, daß ich Dich um Dein Familienglück beneide, und es Dir verderben möchte!“

„Wer weiß?“ erwiderte lachend Angela, „bei alten allein-stehenden Frauen muß man auf alles gefaßt sein!“ Sie stellte die Tasse auf den Tisch, nahm eine große Schachtel und schüttete daraus auf die Tasse eine Anzahl verschiedenartiger Visitenkarten, Billets mit Glückwünschen, Einladungen und Anfragen und begann dann ruhig und systematisch alle diese Beweise eines herzlichen, beweglichen, weite Kreise umfassenden geselligen Lebens auf der Silbertasse zu ordnen. Mit echt weiblicher Grazie gruppirte sie die Karten so, daß aus dem scheinbaren Chaos eine leitende Idee, ja eine gewisse unschuldige Kolorietrie hervorblickte.

Zulchen schüttelte melancholisch den Kopf. „Schäm' Dich, Angela, schäm' Dich, von Deiner Freundin so was zu denken! Nein, nein, das habe ich nicht verdient!“

„Nun, so sag' doch, was es giebt? Was arbeitet da so lange in dem hübschen Köpchen?“ sagte Angela, ihr Wange und Stirn küßend, und setzte sich neben sie: „So, nun bin ich mit meiner Arbeit fertig; rede!“

„Ich sagte Dir schon,“ sagte Zulchen, indem sie Angela's Hand faßte und die Augen wie ein verlegener Jüngling zu Boden senkte, „ich sagte Dir schon, daß es möglicherweise gar nicht von Bedeutung ist. So oft schon ängstigten wir uns unnöthigerweise, seit wir dieses unglückselige Geschäft begonnen haben.“

„Aha, gewiß wieder dieser Sternberg!“ rief Angela lebhaft.

„Selbstverständlich, daß es sich um ihn handelt. Du kannst mich anlachen, Angela, aber mich plagt immer eine Ahnung, daß wir durch ihn noch einmal in große Verlegenheit kommen.“

„Mach' Dir nichts daraus!“ sagte ganz entschieden Angela mit einer veränderten harten Stimme, mit der Stimme eines Geschäftsmannes, der auf seiner wohlbedachten geschäftlichen Kombination fußt. „Was kann er uns antun? Der Stein,

den er nach unseren Häuptern werfen wollte, würde vor allem ihn selber vernichten; ob uns auch, das ist noch eine Frage. Nein, Zulchen, von der Seite bin ich ganz sicher.“

„Ach, meine Liebe, man kann nie ganz sicher sein,“ erwiderte Zulchen, „ein unvorhergesehener Zufall kann die schönsten Pläne verderben.“

„Da, ha, ha!“ lachte Angela silberhell. „Aber das haben wir ja von Anfang an gewußt, meine Liebe! Wer den Wolf fürchtet, der soll nicht in den Wald gehen. Vorläufig hat uns der Wolf noch nicht gefressen! Und heute, da das Geschäft beinahe liquidirt ist, da alle Papiere im Archiv liegen, und alle Spuren verwischt sind, heute sollte . . . Nein, Zulchen, sieh' mich an. Wer von uns hat mehr riskirt? Wer hat mehr zu verlieren gehabt? Gewiß ich, das wirst Du doch zugeben. Und doch, einmal entschlossen, Eurem Geschäft beizutreten, stand ich kühn auf meinem Posten, that alles, was wir für nöthig gehalten, und schwankte kein einziges Mal, nicht wahr, kein einziges Mal! Nun, sag' selbst, habe ich wahr gesprochen?“

„Du bist eine Heldin, liebe Angela, o ja, eine echte Heldin. Schon als Kind, als wir zusammen auf der Schulbank saßen, liebte ich und bewunderte Dich deshalb. Und auch heute bewundere ich und beneide Dich um Deine Unererschrockenheit. Aber Du mußt doch zugeben, daß auch ich kein Hemmschuh in der ganzen Angelegenheit war; ich exponirte mich ebenfalls. — Und wie! Das Ganze war ja meine Idee, die Wahl der Verbündeten, die Anknüpfung der Geschäfte — alles mein Werk — ich war ja die Seele des Unternehmens, nicht wahr? Und wenn ich mich ängstigte, wenn ich ewig warnte und manchmal Gefahr witterte, wo sie nicht vorhanden war, so hat uns das doch keinen Schaden gebracht. — Nicht wahr?“

„Im Gegentheil, Zulchen, ganz im Gegentheil“, sagte Angela und küßte sie nochmals. „Aber sag' doch, Du mein vorsichtiger Kranich, was für Wolken siehst Du jetzt am Horizont?“

Statt zu antworten zog Zulchen ein zerdrücktes Telegramm aus der Tasche und reichte es Angela.

(Forthung folgt.)

Brigitte.

Von G. Stein.

(Schluß.)

Nun erst wurde Brigitte des Fremden gewahr, der sich bisher im Hintergrunde gehalten hatte. Es war ein feiner Stadtherr mit modischem Ueberrock und Seidenhut.

Als er näher trat, durchfuhr es sie in abnehmendem Schreck. Der Fremde — die braune Ann' — sollte er? — Er war es, und vor den alten Augen, die voll und vorwurfsvoll die seinen suchten, schlug er den Blick nieder. Dann beichtete er: Er habe nichts Böses gewollt, gewiß nicht. Die Verhältnisse waren stärker wie er und haben ihn in Schuld getrieben. Und Ann', die seine Hilfe zurückgewiesen hatte, war und blieb verschwendet. Sie habe sich nach der Heimath gewandt, hieß es einmal. Dann wieder, sie sei nach Amerika ausgewandert. Vor wenigen Wochen erst sei er frei geworden, ganz frei und unabhängig; und die Nachforschungen, die er sofort wieder aufgenommen, hätten ihn hierher geführt. Hier habe er Annen's Grab gefunden — des Mannes Stimme bebte bei diesen Worten — und sein Kind, sein herziges Kind in der Hut der treuesten aller Großmütter. Ob sie ihm verzeihen wolle, was er an ihr gesündigt, an ihr und der Todten — und ihm das Kind anvertrauen, daß er es unterrichten lasse und aufziehen in allem Schönen und Guten. Und auch sie solle es gut haben, nicht mehr in den Wald müssen und sich in alten Tagen ihr Brot verdienen; auf der Bank vor dem Häuschen soll sie sitzen dürfen im friedlichen Sonnenschein, und in den Ferien wird Annchen zu ihr kommen, und sie wird ihre Freude haben am ausblühenden Urenkelkind.

Brigitte hatte ihn ansprechen lassen. Kein Blick, keine Bewegung verrath, ob sie ihn verstanden habe oder nicht. Nur als er davon sprach, daß er das Kind mit sich nehmen wolle, war sie zusammengezuckt wie unter einem schmerzlichen Streich. Nun richtete sie sich auf. War die Greisin, die da so gebietend und hoheitsvoll auf dem erhöhten Moosteppich unter der Eiche stand, war das das gebeugte Mütterchen, das allzeit friedlich, allzeit die Augen am Boden, ihr Tagerwerk und ihr Brot suchte? Wer hätte es dem alten Körper zu-

getraut, daß er sich so straff noch emporrichten könnte, wer der zitternden müden Stimme, daß sie noch über so klare starke Töne gebot, wie sie jetzt unaufhaltbar, wie ein lange zurückgedämmter Strom über ihre Lippen brachen?

„Verzeihen soll ich? Was denn verzeihen? Daß Ihr ein armes Mädchen ins Elend getrieben, daß Ihr sie hinausgestoßen habt in Sturm und Nacht und Wetter, und sie nun draußen liegt auf dem Gottesacker? Verzeihen soll ich das? Weil Ihr jetzt gerade „frei“ seid, weil es Euch jetzt gerade so paßt, und Ihr gerade mal dran denkt? Da kommt Ihr und sprecht: Verzeihung! Und da soll ich verzeihen und soll das Gnadenbrot essen aus einer verfluchten Hand? O ihr Stadtteufel! O ihr reichen Leut! Für euer Geld lauft ihr euch alles, Ehr' und Schand', und alles hat seinen Preis, und wenn ihr dann kommt und aufzählt, dann soll man's zufrieden sein?! Und mein Kind wollt ihr mir nehmen und wollt es aufziehen zum Guten und Schönen?! O so sind sie schon einmal gekommen und haben mir gesagt, die Alten dürfen nicht nur an sich denken und ihr Glück — haha, mein Glück — das unmenschlich viele Glück, das ich schon g'spürt hab all mein Leben lang — und dürfen dem Glück der Jungen nicht im Wege stehen. Und ich hab's geglaubt und hab' sie ziehen lassen, und sie kam heim und hatte sich eine solche Last von Glück heimgebracht, daß ihr's Tragen zu schwer wurde, und sie sich nun ausruhen muß in einem Schlaf, aus dem es kein Aufwachen mehr giebt.“

Sie athmete tief auf und strich die weißen Haare zurück, die der Wind ihr ins Gesicht geweht hatte.

„Spart Euch die Mühe, Herr, mein Annchen kriegt Ihr nicht.“

Der Fremde zuckte die Achseln, halb mitleidig, halb ungeduldig. „Ihr seid von Sinnen, Frau, ich halt's Eurem Schmerz zu gut und Eurer Aufregung. Wenn Ihr erst zur Vernunft gekommen seid, werdet Ihr anders über die Sache denken, zumal Euer Widerstand Euch doch nichts nützt. Wenn es nöthig ist, hole ich mir mein Kind kraft des Gesetzes mit Gewalt!“

„Euer Kind, kraft des Gesetzes, mit Gewalt?“ Die alte Frau lachte, ihrill und mißtönend, und schlug dabei ihre Arme wie schützend so fest um Annchen, daß die erschrockene Kleine laut zu weinen begann. „Kraft des Gesetzes! Mit Gewalt! Euer Kind! Ja, wer seid denn Ihr? Muß ich Euch denn glauben, daß es Euer Kind ist? Könnt Ihr mir's beweisen? Die Ann' hat keinen Namen genannt, sie wollt' nichts von Euch und wollt nicht, daß ihr Kind was mit Euch zu thun haben sollt. Geht, holt's! Holt mir mein Entelkind aus dem Grab, gebt mir sie wieder. Und dann laßt sie Zeugniß ablegen für Euch! — Das heißt, Ihr könnt's nicht, könnt's nicht, könnt nimmer aufbauen, was Ihr eingerissen habt, könnt nicht mehr zum Leben erwecken, was Ihr in den Tod triebt. Und doch kommt Ihr daher, wollt mir das Licht meiner Augen stehlen, die einzige Sonne, die mich noch wärmt?! — Erst morden, dann stehlen?!“

Der Mann war entsetzt zurückgewichen. War das noch ein Weib? War es die fleischgewordene Nachegöttin, die ihn heimsuchte? Da sah er, wie die alte Frau wankte, und sprang unwillkürlich hinzu, sie zu schützen. Sie aber schüttelte ihn ab mit ihrer letzten Kraft: „Rührt mich nicht an, Ihr Mörder! Ihr Zuchthäusler!“

Sie suchte einen Stützpunkt an dem Baum und ließ sich tastend zur Erde gleiten. Der Mann war zurückgetreten, erdfehl im Gesichte, und einige Augenblicke hörte man nichts als das leise Weinen Annchen's, das mit großen erschrockenen Augen von einem zum anderen sah. Der Fremde wandte sich zum Gehen. „Darf ich dem Onkel nicht Adieu sagen? Hab' mich auch noch gar nicht bedankt für die schöne, schöne Puppe!“

In des Fremden Gesicht stieg eine tiefe Röthe beim Klang dieser bittenden Kinderstimme. In seiner Brust arbeitete es mächtig, und schwere Thränen tropften aus seinen Augen. Dann beugte er sich nieder und preßte das Kind an sich, fest und innig, als wollte er's nie wieder von sich lassen.

Brigitte ließ es geschehen. Und als nun der Mann mit ersticker Stimme fragte: „Darf ich manchmal wiederkommen, manchmal sie sehen?“ — da sagte Brigitte mit seltsam erloschener Stimme: „Ihr dürft“ — „und“, fügte sie nach einer kurzen, schweren Pause hinzu, „wenn ich einmal nicht mehr da bin, und Ihr wollt mir hier im Angesicht Gottes und der Ruhestatt da drüben — ihre Hand deutete in der Richtung des Friedhofs — versprechen,

daß Ihr wie ein rechtschaffener Vater an dem Kinde handeln und es beschützen und behüten wollt an Leib und Seele, dann sollt Ihr für sie sorgen dürfen und ich will's dem Herrn Pfarrer sagen, daß — Ihr ein Recht dazu habt." —

Der Fremde streckte ihr die Hand entgegen, und sie legte die ihre in dieselbe Hand, die sie vorher verflucht hatte. —

Kleines Feuilleton.

—w— **Vorfrühling.** Wenige Tage ist es her, eine innere Unruhe, ein Verlangen nach Unbestimmtem zog mich hinaus. Ich wanderte durch die Straßen. Doch selbst im dichtesten Gewühl konnte ich keine Ruhe finden. Immer weiter mußte ich. Endlich kam ich in die Gegend, wo die Straßen von großen Lagerplätzen begrenzt werden, zwischen denen nur ab und zu eine nackte Mauer eines neuen Hauses schroff emporsteigt. Plötzlich stand ich am Uferweg. An der hellgrünen Böschung des Flusses spielten barhäuptige Kinder. Ihre Köpfe glühten vom Haschen und Laufen. Hell und laut riefen sie einander zu. Die Bäume waren mit Spagen gefüllt, die lärmend zwitscherten und zankten.

In der Mitte des graugelben Stromes zog ein kleiner Dampfer einen schwerbeladenen Steinbahn. An seinem Steuer stand der Schiffer. Breitbeinig erhob er sich wie ein Stück des Rahmes. Ueber seinem Leibe trug er nur eine dünne Wolljacke. Dunkle Hosen endeten an kleinen Lederpantoffeln. Den buschigen Kopf bedeckte eine zerknitterte Rattunmütze. Das alles schien zu seinem Körper zu gehören, wie er zum Schiff. So stand er unbeweglich am Steuer, starr vor sich hinsehend und den Rauch aus seiner Pfeife regelmäßig vor sich hinblasend. Er achtete nicht darauf, daß die Kinder so fröhlich laut spielten, und die Spagen lärmten.

Am Himmel, an dem den ganzen Tag über dunkle Wolkenherden über den hellgrauen Grund gezogen waren, leuchtete es roth auf. Die Wolken wurden vom Westen bis zum Osten von der Sonne, die weit hinter dem Stadtdunst untergegangen war, durchglüht. Es war nicht das brennende Roth des Mohnes oder das safte Roth des Blutes, sondern das leichte, milde Roth des Fiebers, das zum ersten Mal im Jahre den ganzen Himmel durchstrahlte. Auch den qualmigen Stadtdunst durchzitterte ein röthlicher Schimmer. In die vom Flusse aufsteigende Dämmerung drang er und umkleidete alles mit frischem, schillerndem Leuchten.

Die Unruhe in mir löste sich. Es war, wie wenn ich das Unbestimmte gefunden hatte, wie wenn der ferne Frühling zu mir spräche in dem lauten Spiel der Kinder, dem Lärm der Spagen, dem frischgrünen Gras der Böschung und dem ersten Abendroth.

Und auch der Schiffer erschien mir wie ein Känder des Frühlings.

Ich ging zurück durch den wachsenden Abenddunst, in dem die Brüdenschaternen aufblühten, zurück in die staubige Stadt mit ihrem Mädergeschwirr, Maschinengegäusche und Hammergepösch. —

— **Ueber den Kraftverbrauch des Radfahrers im Vergleich zum Fußgänger** hat, wie die „Tägl. N.“ mittheilt, Leo Jung durch Versuche in physiologischen Laboratorium der Berliner Thierärztlichen Hochschule einwige Gesichtspunkte gewonnen, die mit den praktischen Erfahrungen ziemlich übereinstimmen. Als Maß für den geleisteten Kraftaufwand diente der Verbrauch an Sauerstoff bei der Athmung während des Fahrens und Gehens. Um die eingeathmete Luftmenge genau messen zu können, war auf der Lenkstrange ein Gasmesser so angebracht, daß er das Gleichgewicht nicht störte. Rad nebst Gasmesser wogen 21,5 Kilogramm, die Versuchsperson 70 Kilogramm. Die Versuche ergaben, daß bei einer Geschwindigkeit von 15 Kilometern in der Stunde, also bei einer bequemen Durchschnittsgangart, der Sauerstoffverbrauch nur um 6 pCt. größer war, als bei einer Geschwindigkeit von kaum 9 Kilometern. Wurde dagegen die Geschwindigkeit auf 21,5 Kilometer in der Stunde gesteigert, so stieg der Verbrauch von Sauerstoff gegenüber der mittleren Gangart um etwa 10 pCt. Um eine unmittelbare Vergleichung zu ermöglichen, wurden auch eine Reihe von Versuchen in verschiedener Gangart ausgeführt. Es wurde dabei angenommen, daß ein Radfahrer-Tempo von 15 Kilometern in der Stunde 6 Kilometern Marschleistung eines guten Fußgängers entspräche. Es stellte sich heraus, daß bei 6 Kilometern für den Fußgänger und 15 Kilometern für den Radfahrer dieser 72, der Fußgänger aber nur 59 Liter Sauerstoff in der Stunde verbrauchte. Die Zahlen zeigen, daß im allgemeinen die Anstrengung des Radfahrens unterschätzt wird. Eine Stunde Radfahren erfordert also 22 pCt. mehr Kraft, als eine Stunde Wandern. Wie weitere Versuche lehrten, verbraucht bei größeren Geschwindigkeiten der Luftwiderstand den größten Theil der Kraft des Radfahrers. —

Theater.

Im Schiller-Theater wurde am Sonnabend Grillparzer's Jugenddrama „Die Ahnfrau“ gegeben. Vor achtzig Jahren ist das Gedicht entstanden. Die Welt hatte Heroisches erlebt. Nach der erschütternden Revolutionstragödie die napoleonische Zeit mit ihren Plänen von Weltoberung und ihrem ewigen Kriegsfieber. An die seltsamsten Möglichkeiten hatte die blutige Epoche gewöhnt, und man war müde und abgespannt geworden. In solchen Tagen wurde das „Schicksalsdrama“ geboren. Noch ist es erfüllt vom Blutgeruch der vergangenen Zeit; die Phantasie

schreckt vor dem Ungeheuerlichsten nicht zurück; es ist das Schicksal, an das der wehrlose Mensch gebunden ist; und die Dichter spähten mit Hamlet nach überfinnlichen Dingen aus, die jenseits unserer Schulweisheit lagen.

Auch die modernste Anschauung erkennt das Gebundensein des Menschen; nur sucht sie sein Schicksal nicht zwischen Himmel und Erde, sondern verlegt es in die Welt, die jeden umgibt, die ihn erzieht und ihn werden läßt, was er wird. So innerlich fremd uns daher Werke wie Grillparzer's „Ahnfrau“ sind, so fühlt man doch auch heute noch den fieberhaft bewegten dramatischen Pulsschlag dieses Gedichtes. Kaum eines der Erstlingswerke in unserer Literatur bekundet die eminent dramatische Begabung des Autors so deutlich, wie die „Ahnfrau“, wenn man von Schiller's „Räubern“ etwa absieht.

Darum hätte Grillparzer's Drama doch nicht im Schiller-Theater aufgeführt werden sollen. Nicht vor diesem Publikum, das so unabhändig verstandesklug zu sein scheint. Aber Grillparzer war ja gerade kein Eremit, verehrte Mitbürgerinnen, die ihr licheret: „Du ahnst es nicht.“ Ihr geht allenfalls einmal zur klugen Frau, um sie zu befragen. Aber an Gespenster glaubt ihr nicht. — Nun, in Wahrheit, auch Grillparzer hat nicht an Gespenster geglaubt. Mancher spöttelnde Blondkopf ahnte wirklich nicht, wie man stupide aussehn kann, während man so verschmizt zu sein glaubt. — Es ist gut, daß dieser Klasse kein Dichter erstebt; er hätte böshaftere Tage noch zu erleben, als sie dem armen Grillparzer in Wien beschieden waren.

Die Darstellung war nach meiner persönlichen Empfindung um etliche Grade zu laut, ohne darum ins wild-lärmende zu verfallen. Das außerordentlichste Raffinement beobachteten feinerzeit die Weininger. Ihr Beispiel war auch im Schiller-Theater zu erkennen; nur wäre wohl ein taktvolleres Maß beim jeweiligen Erscheinen der weißen Schloßfrau der Wirkung günstiger. Gespenster schleichen, sagt man. — Unter den Einzeldarstellern hob sich Herr Bach (Jaromir) durch lebhaftes Temperament hervor. —

Kunst.

— Die Künstlerinnen-Ausstellung in Akademiegebäude hatte einen Besuch von nahezu 8000 Personen, die das tägliche Eintrittsgeld zahlten. Eine ganze Anzahl der ausgestellten Werke wurden verkauft. —

— Die „Madonna in einer Landschaft“ von Piero della Francesca, ein kostbares Werk aus dem 15. Jahrhundert, ist von dem Louvre angekauft worden. Der Kaufpreis betrug 130 000 Franks. Da die Verwaltung nur 100 000 Franks für das Werk geben wollte, mußten die fehlenden 30 000 Franks von Privatpersonen, reichen Kunstfreunden, aufgebracht werden. —

Kulturhistorisches.

— Ein ungalantes Gesetz. Im Jahre 1770 wurde in England im Parlament folgende Bill eingebracht und dann einstimmig zum Gesetz erhoben: „Jedwede Frau, gleichviel welchen Alters, welchen Ranges und Berufes, jedwede Frau, und sei sie noch so hoch gestellt, jedwede Frau, gleichviel ob verheirathet, Wittne oder Jungfrau, die von dem Tode der Verkündigung dieses Gesetzes mit Hilfe von Wohlgerüchen, Schminken, Pomaden, falschen Böpfen, Hackenschuhen einen Unterthan Seiner Majestät zur Heirath unter falschen Voraussetzungen verführen wird, ist als Betrügerin zu bestrafen, insbesondere aber ist jeder Heirathsantrag, der von einem Manne, dessen Sinne durch Wohlgerüche betäubt wurden, gestellt wurde, als ungiltig und nicht klagbar zu betrachten. Der Gebrauch von Parfüm ist überhaupt fortan nur bei Begräbnissen gestattet, von der Ueberzeugung geleitet, daß bei so ernsten, traurigen Anlässen selbst hinterlistige, gefährliche Frauen nicht gestimt sein werden, sich aus der Schaar der Leidtragenden ein Opfer zu suchen.“ —

Psychologisches.

— Der sechste Sinn. In der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B. hielt kürzlich Privatdozent Dr. Nagel einen Vortrag über den sogenannten sechsten Sinn. Die „Straßburger Post“ berichtet darüber: Es ist eine leicht zu beobachtende Thatsache, daß viele Thiere in ungezwungener Ruhelage eine solche Stellung einnehmen, daß ihre Körperaxe in ganz bestimmter Weise zur Vertikallinie orientirt ist. Bei manchen, z. B. den Wasserkäfern, den Medusen und anderen ist dies eine einfache Folge der Massenvertheilung, also durch die Lage des Schwerpunktes bedingt; sie bleiben auch nach dem Tode in dieser Stellung. Bei anderen dagegen liegt die Sache so, daß sie ihre Stellung nur der Thätigkeit ihrer Bewegungsorgane verdanken. Das bekannteste Beispiel hierfür bieten die Fische. Keinem normal gebauten Fische fällt es ein, auf der Seite oder auf dem Rücken zu schwimmen; und doch würde die Lage des Schwerpunktes dies bedingen, wie dies auch der todte Fisch zeigt. Auch dann, wenn man die Muskelthätigkeit lähmt, etwa dadurch, daß man durch das Wasser, in dem der Fisch sich befindet, und damit durch ihn selbst einen elektrischen Strom leitet, ihn in sogenannte Galvanonarkose versetzt, sinkt er sofort auf die Seite; nach Unterbrechung des Stromes schwimmt er wieder in gewohnter Weise. Wie vielfach der ganze Körper, so nehmen auch einzelne Körpertheile, vor allem der Kopf, eine zur Vertikallinie ganz bestimmter orientirte Richtung ein. Eine Schlange oder eine Blindschleiche, die man in der Hand in verschiedenster Weise bewegt, sucht immer den Kopf horizontal zu halten; ein Frosch, den man auf einem Teller

— natürlich unter einer Glasglocke, sonst läßt er sich dies nicht gern gefallen — um seine Queraxe hin und her bewegt, dückt den Kopf bei der Hebung und hebt ihn bei der Senkung; ebenso sucht eine Taube, welche in ähnlicher Weise in der Hand um ihre Queraxe bewegt wird, die absolute Richtung des Kopfes beizubehalten. Diese Beispielen mögen genügen. Sie führen zu dem Schluß, daß es nothwendigerweise ein Organ geben muß, das auf Abweichungen von der Normallage reagirt und reflektorisch das Nervensystem in Thätigkeit treten läßt. Dieses Organ ist neuerdings in dem Labyrinth entdeckt worden. Das Labyrinth ist der Theil des Ohres, in welchem der Gehörnerv endigt. Es ist ein mit Flüssigkeit angefüllter Raum, in welchem die Enden des Nerven hineinragen; sie stehen in Verbindung mit kleinen Steinchen, den sogenannten Otolithen. Man hat dieselben früher auch als Hörsteine bezeichnet und angenommen, daß sie die Schallwahrnehmung verstärken, ohne sich über das „Wie“ recht klar zu sein. Nun läßt sich aber leicht einsehen, daß diese Steinchen, welche infolge ihres Gewichtes stets vertikal abwärts wirken, je nach der Lage des Labyrinths die Nervenenden in verschiedener Richtung beeinflussen und so im Stande sind, jede Abweichung von der normalen Lage anzuzeigen. Daß dies nun auch thatsächlich so ist, geht daraus hervor, daß die Thiere nach Zerstörung des Labyrinths die vorhin besprochene Orientirungsfähigkeit verlieren; Fische schwimmen auf der Seite, Frösche auf dem Rücken, überschlagen sich u. s. w. Auch taubstumme Menschen mit Labyrinthdefekt verlieren unter Umständen, z. B. unter Wasser, wo sie nicht durch andere Beobachtungen ergänzen helfen können, die Orientirung vollständig und wissen nicht, was oben und unten ist. Man bezeichnet das Otolithenorgan manchmal als das Organ eines besonderen Sinnes, des stetigen oder Gleichgewichtsinnes; ob mit Recht oder Unrecht, müssen weitere Untersuchungen zeigen. —

Medizinisches.

3. Zahlenwahn sinn nennt Dr. Parry aus London in der dortigen Zeitschrift „Lancet“ einen Nervenzustand, der diesem Arzte unter seinen Patienten garnicht selten begegnet ist. Es handelt sich um eine eigenthümliche Form von Geisteskrankheit, die hauptsächlich in Familien mit ausgeprägter Veranlagung zu nervösen Erkrankungen vorkommt und sich gewöhnlich schon in frühem Alter zwischen dem sechsten und zehnten Lebensjahre, zeigt. Parry selbst hat in ein und derselben Familie mehrere Fälle dieser eigenthümlichen Erscheinung gefunden. In dieser Familie waren Fälle von Epilepsie oder eigentlicher Geisteskrankheit nicht vorgekommen, auch ernste Nervenkrankheiten waren weder bei den Eltern noch bei den anderen Verwandten vorhanden, mit Ausnahme der Kinder, welche eben an diesem merkwürdigen Zahlenwahnsinn litten. Da war zunächst ein zehnjähriger Knabe von guter Körperentwicklung, der außer den gewöhnlichen Kinderkrankheiten keine Krankheit gehabt hatte. Der Ausbruch des Zahlenwahns stellte sich ganz allmählig ein: der Knabe war häufig zerstreut und wie geistesabwesend, ließ lange auf eine Antwort warten, so daß eine Frage oft 3 bis 4 mal wiederholt werden mußte, und seine Augen nahmen oft einen starren Ausdruck an, als ob seine Gedanken weit von seiner Umgebung entfernt wären. Schließlich traten ganz wunderbare Erscheinungen bei dem Knaben zu tage, in denen die Zahl 3 eine merkwürdige Rolle spielte. So konnte das Kind nicht wie andere Menschen einfach durch eine Thür in ein Zimmer hinein gehen, sondern mußte erst dreimal den Thürgriff erfassen, dreimal wieder zurücktreten und meistens noch dreimal mit einem Beine gegen das andere schlagen, ehe es wirklich die Thüre passieren konnte. Daß es sich dabei um eine lediglich geistige Störung handelte, ging daraus hervor, daß irgendwelche krampfartige Muskelbewegungen sonst niemals zu beobachten waren. Eine Behandlung mit Arsenik und besondere Pflege durch gute Nahrung und gute Luft blieben erfolglos, die Erscheinungen verschwanden erst langsam mit den Jahren, und es blieb eine leichte Neigung zur Zerstretheit zurück. Unter einer ähnlichen Störung litt eine siebenjährige Nichte desselben Knaben. Dieses Mädchen konnte seinen Eltern nicht auf gewöhnliche Weise Gute Nacht sagen, sondern mußte jeden Abend etwa ein dutzendmal aus seinem Bette kommen und den Gruß wiederholen. Ähnliche von einer bestimmten Zahl abhängige Erscheinungen zeigten sich auch beim Gehen auf der Straße, wo das Kind oft plötzlich mit einer Hacke gegen den Boden stieß. Auch bei diesem Kinde verlor sich der Zahlenwahnsinn mit der Zeit von selbst. —

Technisches.

a. Kupferstich mit Diamanten. Seit unendlicher Zeit bedient man sich beim Kupferstechen spitzer Stahladeln, um die Zeichnung in die Kupferplatte einzuritzen. Bei der Feinheit der Linien, die dem guten Kupferstich erst seinen Werth verleiht, müssen die Stahladeln natürlich sehr spitz sein. Aber das Eindringen in das Kupfer reißt selbst harten Stahl in sehr kurzer Zeit ab, und darnach mußte der Kupferstecher die Adeln stets nach kurzem Gebrauch wechseln. Dies war nicht bloß eine Unbequemlichkeit für den Künstler (eine solche hätte noch ertragen werden können), sondern es hatte den bedenklicheren Nachtheil, daß stets kleine Ungleichheiten in der Linienstärke dadurch entstanden. Dem auch bei der größten Sorgfalt ist es schließlich nicht möglich, zwei Stahladeln mit genau gleich dicken Spizen herzustellen — und natürlich macht eine dickere Spitze einen breiteren Strich, als eine feine.

Uebrigens wird ja auch durch die Abnutzung der Nadel, selbst wenn sie noch nicht so weit vorgeschritten ist, daß der Kupferstecher eine andere Nadel in Gebrauch nehmen müßte, doch immerhin eine Veränderung der Spizenstärke und damit eine stets zunehmende Ungleichheit in der Linienführung hervorgerufen. Alle diese Uebelstände werden dadurch beseitigt, daß sich die Kupferstecher in neuerer Zeit statt der Stahladeln spitzer Diamantpflitter bedienen. Der Diamant ist so hart, daß ihn auch eine längere Verwendung beim Kupferstechen nicht im geringsten abschleift, so daß der Gebrauch des Diamanten absolut gleiche Linienführungen beim Kupferstich herbeiführen läßt. —

— Nach einer im „Journal Télégraphique“ gegebenen Uebersicht über die Entwicklung des elektrischen Nachrichtenwesens im Jahre 1897 beträgt die Gesammtlänge der Telegraphenleitungen auf der ganzen Erde 7 903 377 Kilometer, der Fernsprechleitungen 3 000 000 Kilometer. Von den Telegraphenleitungen entfallen auf Europa 2 841 326 Kilometer, auf Asien 500 203, auf Afrika 160 005, auf Australien 350 141, Amerika 4 051 642 Kilometer. Von den Fernsprechleitungen entfallen auf Europa 1 060 000 Kilometer, auf Amerika 1 800 000 und auf die übrigen Länder 200 000 Kilometer. Die Länge der Kabel beträgt 301 930 Kilometer und der Eisenbahntelegraphen 2 000 000 Kilometer. Die Gesammtlänge der Telegraphen- und Fernsprechleitungen der Erde würde 330 mal um die Erde oder etwa 35 mal von der Erde bis zum Mond reichen. Legt man sie gleichmäßig vertheilt als Meridiane um die Erde, so würden diese Meridiane um etwa einen halben Grad auseinanderstehen, d. h. in unserer Breitengraden etwa 33 Kilometer. —

Humoristisches.

— Unerhört. „Nun, liebe Frau Doktor, wie sind Sie denn mit Ihrer neuen Stütze zufrieden?“ — „Ach, das ist eine ganz gewissenlose Person! Denken Sie, komme ich gestern dazu, wie sie den Ofenschirm, den uns unser Vertheiler zu Weihnachten gemalt hat, vor den geheizten Ofen stellen will!“ —

— Die „Musikalischen“. Lieutenant in einer Musikmatinee: „Ich kann das nicht genau unterscheiden: ist das Allegro oder Allegretto?“ — Dame: „Ich kann leider auch nicht so weit sehen.“

— Er hat mehr Furcht. Eine Dame, die in einer Gesellschaft aufgefordert wurde, Rossini etwas vorzusingen, zierte sich sehr lange. Endlich faßte sie einen Entschluß und erklärte, eine Komposition von Rossini vortragen zu wollen. Im letzten Moment aber brach sie neuerdings in die Worte aus: „No, theurer Meister, wie ich mich fürchte!“ „Und ich erst!“ rief Rossini. —

Vermischtes vom Tage.

y. Lebendig verbrannt ist in der Ortschaft Säbende (Großherzogthum Oldenburg) ein Arbeiter. Er hatte sich aus offene Herdfeuer gesetzt und war eingeklappt. —

— Auf dem Dominium Neudorf bei Pilschen (Oberschlesien) sind vier Mädchen erstickt. Sie hatten in einem schadhafte Ofen Feuer angezündet und sich dann schlafen gelegt. —

y. In Aue bei Dresden ertränkte eine Frau ihre beiden Kinder und sprang dann selbst ins Wasser. Ihr Mann war verhaftet worden, weil er in dem Verdacht steht, eine Unterschlagung begangen und sich an einem Diebstahl betheilig zu haben. —

— In Traich bei Mainburg hat ein Bauernsohn aus Unvorsichtigkeit seine Schwester erschossen. —

— In dem Vorort Neuhausen bei München schoß am Sonnabend ein 17jähriger Kolporteur auf die Frau eines Wahnbeamten und verletzte sie schwer. Darauf tödtete er durch einen Schuß eine zur Hilfe herbeieilende Nachbarnfrau und brachte sich selbst eine lebensgefährliche Wunde in der Wangengegend bei. Er soll früher von der Beamtenfamilie wiederholt unterzucht, dann aber wegen seiner Zudringlichkeit abgewiesen worden sein. —

— Am Mittwoch wurde in Djalovar (Kroatien) ein Erdbeben verspürt; in Goruja Niela bei Habbreg wurde gegen Abend ein starkes Erdbeben beobachtet, das sich am Donnerstag in so starkem Maße wiederholte, daß die Gegenstände im Zimmer umfielen. —

— Der portugiesische Gesandtschafts-Sekretär Graf Ventura erschoss sich in Petersburg in der Wohnung seiner Geliebten, weil diese das Verhältniß löste. Der russischen Presse ist verboten worden, den Vorfall zu melden. —

— Ein Sturm mit wolkenbruchartigem Regen hat in der Krim enormen Schaden angerichtet. In Cupatoria wurden viele Häuser zertrümmert; mehrere Dörfer sind vollständig verwüstet; weite Landstrecken gleichen einem See. —

— Die 5 Bezirke, aus denen sich Groß-New-York zusammensetzt, zählen zusammen 3 438 899 Einwohner. Von diesen kommen auf Manhattan 1 911 755, Bronx 1 370 075, Brooklyn 1 197 100, Queens 1 280 042 und Richmond 64 927 Einwohner. —